Die Volkspoesie im Unterricht.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *Prof. Harold Arjuna Graevell van Jostenode*, Brüssel, Belgien.

(Schluss.)

Einen etwas anderen Stil hat das hübsche französische Lied, das Bladé in den „Poésies populaires en langue française recueillies dans l'Armagnac et l'Angenais. Paris 1879" mitteilt.

La belle affligée.

Promenant sous l'ombrage
Tout le long d'un ruisseau,
I'ai entendu la belle
Là-bas dans le vallon,
Qui dit une chanson.

Me suis rapproché d'elle
Pour l'entendre chanter.
„Chantez, chantez, la belle,
Chantez, chantez toujours
Le plaisir de l'amour!"

„Que veux-tu que je chante?
Chanter je ne puis pas.
Mon amant est malade;
Peut-être qu'il mourra.
Non, je ne chante pas."

Das kleine Liedchen ist mit französischer Grazie abgefasst. Man könnte sich billig wundern, warum das Mädchen anfangs singt und später erklärt, nicht singen zu wollen, weil sein Geliebter krank sei, wenn Einem nicht einfiele, dass in südlichen Gegenden das Singen von Liebesliedern von seiten der Mädchen in Gegenwart eines Mannes als eine Gunst, wenn nicht als Liebeserklärung aufgefasst wird. Das Mädchen giebt auf eine feine Weise dem jungen Manne zu verstehen, dass es verlorene Liebesmühe sei, da es keine Ursache zur Fröhlichkeit habe.

Zum Schlusse will ich noch zwei skandinavische Volkslieder mitteilen. Ich entnehme ihre Übersetzung dem „Ausländischen Liederschatz", der bei Peters in Leipzig erschienen ist. Das eine führt den Titel „Blutrache".

1.

Klein Hilla sitzet im Kämmerlein,
(Keiner weiss mein Elend als Gott!)
Manche Thräne ihr fällt auf die Wangen fein.
(Der lebt ja doch nicht mehr, dem ich könnt' klagen mein Elend!)

2.

Und es war der Herzog Hildebrand,
(Keiner weiss mein Elend als Gott!)
Mit dem ich musste flieh'n aus dem Land.
(Der lebt ja doch nicht mehr, dem ich könnt' klagen mein Elend!)

3.

Hildebrand! Hildebrand! dein Schlafen lass sein! (Keiner etc.)
Ich höre den Vater, die Brüder mein. (Der lebt etc.)

4.

Sechs Brüder erschlug er, den Vater mein, (Keiner etc.)
Töte nicht mir den jüngsten Bruder mein! (Der lebt etc.)

5.

Und bevor und eh' ich dieses Wort noch sprach, (Keiner etc.)
Hildebrand erschlagen zur Erden lag. (Der lebt etc.)

Es ist kaum möglich, kürzer eine schreckliche Tragödie darzustellen. Hier sieht man recht deutlich das Sprunghafte der Volkspoesie. Es mögen ja gewiss Zwischenstrophen im Volksmunde existieren. Aber so wie die Darstellung hier geboten wird, genügt sie dem Volke und ist jedenfalls packender als eine detaillierte Erzählung. Der Phantasie des Hörers bleibt mehr überlassen, und das Volk, das sich in die Situation versetzen kann, füllt die Lücken aus. Dazu webt die Melodie mit ihrem stets wiederholten Kehrreim („Keiner weiss mein Elend als Gott! — Der lebt ja doch nicht mehr, dem ich könnt' klagen mein Elend!") eine Atmosphäre von Wehmut und namenloser Trauer über die furchtbare Schicksalstragödie.

Hilla (sie wird „klein" genannt, wie alle Mädchen in den skandinavischen Liedern) flieht mit Hildebrand, ihrem Geliebten. Ihr Vater verfolgt das Paar mit seinen 7 Söhnen. Hildebrand, der vor Müdigkeit vom raschen Ritt eingeschlafen ist, wird von Hilla geweckt und ein heisser Kampf entbrennt. Hilla sieht schaudernd den Untergang ihrer nächsten Verwandten. Da lebt noch ihr jüngster, ihr geliebtester Bruder. E r soll wenigstens nicht sterben. Sie will ihn retten. Aber ehe sie noch das Wort hat aussprechen können, wälzt sich schon ihr Geliebter im Blute. Das scharfe Schwert des jüngsten Bruders hat die Ehre des Hauses gerettet. Hilla aber bleibt einsam in ihrem Elende zurück.

Das Lied beginnt als Einleitung mit der Schilderung des Schmerzes der Verlassenen. Alles ist dabei echt episch. Es wird nicht gesagt, dass sie traurig sei. Aber es wird berichtet, was sie thut. Sie weint. Dann wird sie selbst im Kehrreim sprechend eingeführt. Man erfährt aus ihm, wenn auch nur unbestimmt, warum sie unglücklich ist. In diesen Tönen grenzenlosen Schmerzes liegt eine Welt von Elend: „Keiner weiss mein

Elend als Gott!" Ihm allein kann sie noch klagen. Aber er giebt ihr keine Antwort. Sie lebt dahin — wer weiss wie lange — in dumpfem Schmerze, bis sie der Tod erlöst. („Der lebt ja doch nicht mehr, dem ich könnt' klagen mein Elend!")

Das Lied vom Nökken.

1.

In des Meeres tiefsten Wunderhallen
ruht der Nökk im krystall'nen Saal.
Nachtgewebte Nebelschleier wallen
über Flut, über Höh' und Thal.
Rings der Berge Häupter ragen bleich ergraut;
nah' und fern kein Säuseln, keiner Stimme Laut;
und wie leise schauernd alles schweigt,
der Meeresfürst dem Muschelschloss entsteigt.

2.

Ägirs Töchter schaukeln ihn gelinde,
plätschern über'm klaren See.
Horch, die Goldharf' tönt im Hauch der Winde
weit verhallend unendlich Weh.
Tönt von Sehnsucht nach verschwund'ner Liebe Lust,
weckt Verlangen auf in unerfahr'ner Brust,
ahmt den Ton jener Stimme nach,
die liebend einst zu unserm Herzen sprach.

3.

Schon die Stern' am Himmelszelt erwachen
bei der Meeresharfe süssem Klang,
leise bebend löst der Knab den Nachen,
folgt dem Schall das Gestad' entlang.
Näher wähnt er freudig sich dem Wohllaut schon,
aber ferner lockt ihn äffend stets der Ton.
Dunkle Nacht rings um den Armen her,
sein Heimatland erblickt er nimmermehr.

Wir sind hier in vollem Geisterreich. Es wird ein Gemälde vor unseren spannenden Augen entrollt, so schreckhaft grossartig und geheimnisvoll, wie es nur einer der grössten Künstler fertig bringen kann. Das Volk aber ist der grösste Künstler. Diese einfachen Leute im hohen Norden empfinden tief. Für sie birgt die Natur geheimnisvolle Kräfte. Wie die alten Griechen die Natur belebten mit Faunen, Satyren, Doyaden und ähnlichen wunderbaren Wesen, so sahen die Nordmänner überall Elfen, Zwerge und Nixen, die den Menschen beeinflussen können. Sie

sind oft gutmütig, öfter aber gefährlich. Wer sich verirrt und sein Haupt zur Ruhe legt auf der Elfenhöh, der sieht im Traume (im „Trance") den lustigen Reigen der Elfen. Wer sich träumerisch dem Wasser nähert, auf den wirkt das Element mit geheimnisvoller Macht, der empfindet bald die Nähe des Wassermannes, der ihn hinabzuziehen sucht in sein dunkles Reich. Er bedient sich dazu einer wunderbaren Harfe, welche die Seele des Menschen in deren tiefsten Tiefen aufwühlt. Ihr geheimnisvoller Klang weckt die Sehnsucht. Schlummert doch in jedes Menschen Brust der Zug nach dem Geheimnisvollen, Unnennbaren, Unschaubaren. Im Norden aber ist er stärker, als im Süden, weil das Klima und die ganze Natur den Menschen verinnerlichen, während die heitere Sonne des Südens den Menschen eher lebenslustig und oberflächlich macht. Im Lande des Nebels, der rauhen Stürme, des langen Winters, düsterer Wälder und geheimnisvoll rauschender Wasserfälle aber wohnen die Geister mit Vorliebe und erfüllen die Seele mit Sehnsucht nach jenem wunderbaren Land, „das alle Welt umspannt", das man mit den Augen nicht sehen kann, wohl aber mit dem Traumorgan.

Es spricht oft zu uns durch die Welt der Töne. Denn die Töne sind Schwingungen, die aus geheimnisvollen Tiefen zu uns dringen und durch das Ohr an unser Herz schlagen und da einen Widerhall wecken, der die Seele mit Grausen füllt oder mit Lust. Die ganze Welt, alle Materie, ist im Grunde ja nur Schwingung des Äthers. Jede Schwingung aber bringt einen Ton hervor. Die Alten wussten das gut genug, wenn sie von der „Sphärenmusik" sprachen. Die Welt ist Harmonie. Wessen Sinne nun erschlossen sind, der hört das Gras wachsen. Er hört und sieht die magischen Kräfte, welche hinter der Erscheinungen Flucht sind. Alles Vergängliche ist ja nur ein Gleichnis. Wer die Ideen erblickt im Jenseits, dem tönt die Zauberharfe. Er wird dadurch ein Dichter, ein Seher, ein Prophet. Ist die Poesie ja doch im Grunde nichts Anderes als das Schauen von Ideen.

Wehe aber demjenigen, der ohne inneren Halt sich dem geheimnisvollen Elemente anvertraut! Er geht dem zauberhaften Klange nach; aber er gelangt nicht zum Ziel. Sein kleiner Nachen schwankt unstet auf der wilden Flut. Angst und Verzweiflung ergreift den lebenden Schiffer und er geht unter, sein Geist in Wahnsinn umnachtet. Viele hoffnungsvolle Jünglinge sind so ihrem Streben nach Höherem zum Opfer gefallen, weil sie der Reinheit entbehrten und der sittlichen Stärke. Man braucht einen Führer auf dem Meere des Lebens, und jenes geheimnisvolle Land, das man mit schwankem Kahn zu finden hofft, entschwindet in dunkler Nacht, wenn die Sterne untergegangen sind.

Die Goldharfe der Poesie aber tönt unbekümmert weiter. Sie hat geklungen, seit unvordenklichen Zeiten, so lange es Menschen auf der nahrungspendenden Erde giebt, am lotusumsäumten Ganges, in der Ebene

von Kurukshetra, Brahmavarta und Hastinapura, auf den rauhen Felsengebirgen von Norwegen, am blauen jonischen Meer und in den grünen Steppen des heiligen Russland, und sie wird tönen, von ehrwürdigen Händen geschlagen, über die Jahrhunderte.

Für die Schulpraxis.

I. Wilhelm Tell.

Vortrag, gehalten vor der Modern Language Association of Ohio.

Von *Marie Dürst*, Dayton, Ohio.

(Schluss.)

Tell ist mittlerweile mit dem geretteten Baumgarten auch vor Stauffachers Wohnung angelangt und begiebt sich mit dem letzteren nach Altdorf in Uri, wo man eben an einer Festung, Zwing Uri, baut. Schmerz und Empörung bemächtigen sich der beiden Männer beim Anblick dieses schmählichen Werkes; sie und der Frondienste thuende Meister Steinmetz mit seinen Gesellen geben diesen Gefühlen Ausdruck in wenigen, vielsagenden Worten. Dazu kommt nun noch das Aufstecken von Gesslers Hut und die unerhörte Aufforderung, demselben Ehre zu erweisen, um dadurch den Gehorsam gegen den Kaiser kundzugeben.

Hier lernen wir Tell kennen als einen schlichten, entschlossenen Mann von wenig Worten; er ist gern allein und will „nicht raten, aber thaten":

Doch, was ihr thut, lasst mich aus eurem Rat,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft ihr meiner zur bestimmten That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.

Tell begiebt sich nun auf den Heimweg nach Bürglen hinunter und Stauffacher nach dem Hause Walter Fürsts, um mit ihm Rat zu pflegen. Hier trifft er den jungen, landesflüchtigen Melchthal, dem Walter Fürst Obdach gewährt. Da finden wir sie nun, die drei Eidgenossen, (wer hätte sie nicht schon im Bilde gesehen!) die Vertreter der Urkantone.

Sehr glücklich ist das verschiedene Lebensalter der drei Verbündeten benutzt: der etwas ängstliche Alte, Walter Fürst, der besonnene Mann, Werner Stauffacher, der leidenschaftliche Jüngling, Arnold vom Melchthal. Wir vernehmen jetzt die Unbill, die man dem braven Sohn, den Frevel, den man seinem greisen Vater, Heinrich von der Halden, angethan. Unvergleichlich schöne Worte legt Schiller hier dem ersteren in den Mund, um seinem ungeheuren Schmerz Ausdruck zu geben:

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muss sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern, — ihn erquickt nicht mehr